

Jean-Luc Nancy

### **Gott, Charlie, Niemand<sup>1</sup>**

Ich möchte hier nicht ein Modell, sondern einen - diskutierbaren und veränderbaren - Leitgedanken oder Leitfaden vorschlagen für den Umgang mit der Laizität, der konfessionellen Vielfalt und dem von jeder Weltanschauung losgelösten Denken.

„Gelobt seist du, Niemand“: Diese Verszeile findet sich in Paul Celans Gedicht ‚Psalm‘(1963). Sie ist, wie auch weitere Abschnitte in diesem Gedicht, der Phrasierung der Psalmen Davids nachempfunden („Gesegnet seist Du“, oder „Gelobt seist Du, Herr“). Wie zahlreiche Kommentare recht gut hervorgehoben haben, und wie es auch jedem klar ist, der den Geist des Monotheismus durchdringt, ohne in irgendeiner Weise gotteslästerlich oder gottlos zu sein, spricht diese Form der Anrede die tiefste Wahrheit aus, welche die drei großen Religionen mit abrahamitischen Stammbaum dekliniert und (in einem ganz anderen Register auch den Buddhismus ) - nämlich: Gott ist nicht „irgendjemand“.

Wenn man sagt: „Ich bin X“ (zum Beispiel „Charlie“), dann bezeichnet man sich mit einem Namen, der auf eine bestimmte Person hinweist. Viele können denselben Namen tragen, aber jeder spezifiziert ihn mit einem oder mehreren anderen Namen (Familiename, manchmal auch Name der Region, des Berufs usw.). „Jemand“, eine Person: das ist eine konkrete Existenz, auffindbar in der Welt, selbst wenn sie nicht reduzierbar ist auf irgendeine reine oder einfache „Identität“. Es gibt Religionen, deren Götter Eigennamen haben, denn es sind mehrere Götter (manchmal sehr zahlreiche). Und jeder von ihnen hat eine bestimmte Rolle mit jeweils besonderen Aufgaben. Daher kann auch jeder von ihnen eine eigene Ge-

---

<sup>1</sup> Erschienen in ‚Mediapart‘, Online-Journal, Paris, 27. Januar 2015 (<http://blogs.mediapart.fr/edition/les-invites-de-mediapart/article/270115/dieu-charlie-personne>), übersetzt von Georg Christoph Tholen (Mitübersetzer: Hans-Peter Jäck). Anmerkung: Der vorliegende Text knüpft an die Gedanken und Untersuchungen an, die von Jean-Luc Nancy in seinen Büchern ‚Dekonstruktion des Christentums‘, Zürich-Berlin 2008 [im Original: La Déclosion (Déconstruction du christianisme, 1, Paris 2005)] und ‚Die Anbetung. Dekonstruktion des Christentums 2‘, Zürich 2012 [im Original: L’Adoration (Déconstruction du christianisme, 2), Paris 2010)] entfaltet hat.

stalt haben, die ihn von den anderen unterscheidet. Es sind nicht Menschen, sondern symbolisierte Figuren, die das Leben leben, das ihnen die sie anbetenden Menschen verleihen und in ihren Riten vollziehen.

Der Name "Gott" ist nicht der Name einer bestimmten Gestalt. Und das ist der Grund dafür, dass der einzige und alleinige Gott des Monotheismus, in all seinen Versionen, nicht abgebildet werden kann. Die Gottesbilder sind zuvorderst nicht verboten: sie sind vor allem unmöglich. Selbst dort, wo sie nicht ausdrücklich verboten sind, wissen die Gläubigen sehr wohl, dass diese Bilder nicht Gott sind. Dies gilt selbst dann noch, wenn man den Bildern einen sakralen Wert zugesteht – wie den Ikonen des orthodoxen Christentums. „Gott“ ist dafür nur der gemeinsame Name. „Gott“ oder „ein Gott“ wird verwendet, um auf das aufmerksam zu machen (anstatt zu bezeichnen), was sich jedem Namen entzieht, das, was unnenbar ist.

Jedwede Version des Monotheismus bezeichnet auf ihre Weise diese Unnenbarkeit. Für die Juden hat Gott einen Namen, der nicht ausgesprochen werden kann. Für die Christen wiederum hat er diese Namensart mangels oder anstatt des Eigennamens. Es ist dies der gemeinsame Name „Gott“ (altlateinisch: das Licht des Himmels, der Tag). Und für den Islam besitzt „Gott“ eine Vielzahl von Namen, die seine Eigenschaften benennen, gemäß einer Tradition, die ihm neunundneunzig Namen zuerkennt und genau darlegt, dass der hundertste Name Gottes unbekannt bleiben muss. Der Name „Allah“, der eine viel ältere Namensgebung abwandelt, bezeichnet die unendliche Distanz zum wahren Namen.

Es gibt hier ein sehr tiefgreifendes gemeinsames Wesensmerkmal der Monotheisten: ein Merkmal, das besagt, dass die Behauptung der Existenz eines einzigen Gottes weniger arithmetisch als vielmehr symbolisch zu verstehen ist. Der einzige Gott ist der Gott, dessen Einzigkeit sich jedweder Art der Kennzeichnung, der Bestimmung und der Identifikation entzieht. Wie der Koran bekräftigt, ist Gott der „Unerschliche“. Und „nichts ist ihm ebenbürtig“ (Sure 112). Wenn nichts ihm gleichkommt, so ist er auch selbst nicht gleichzusetzen mit „Einem“, in keiner Bedeutung, die wir der „Einheit“ oder „Einzigkeit“ verleihen könnten. Um sich auf ein Beispiel zu beschränken: zu sagen, dass er der „Einzig“ sei, soll keine andere Bedeutung haben als die, zu sagen: er ist *mit* allem und allen.

Es ist daher nicht möglich, in irgendeiner Weise diesen Gott, der nicht mit irgendeinem Gott verglichen werden kann, zu begreifen oder zu identifizieren. Es ist nur möglich, ihn - wenn man so will - auf eine Art und Weise anzubeten, die man als die am wenigsten unvollkommene erachtet. Man kann übrigens der Ansicht sein,

dass die Aufspaltung des Monotheismus in mehrere große Richtungen (mindestens in drei Richtungen, die sich jedoch ihrerseits unterteilen) nichts anderes ist als die Verteilung von Möglichkeiten, von Chancen, die mit dem Eröffnen von Beziehungen angeboten werden, eine Verteilung nach Zeitpunkten, Orten, Sprachen und Entwicklungen, die beständig dabei sind, die Formen der Anbetung zu erneuern.

Diese Anbetung bedeutet weder Lobhudelei noch götzendienerische Unterwerfung. Sie bezeichnet genau das Gegenteil. Einer der wichtigen Merkmale des Monotheismus ist die Ablehnung der „Götzenbilder“, das heißt (in griechischer Denktradition): der Trugbilder, der Visionen, der Geisterbilder. Es ist schlicht undenkbar, sich dasjenige vorzustellen, was gar keine Beziehung mit irgendeiner Anwesenheit oder Darstellung hat. Allenfalls kann man sich, nach einem Wort von Montaigne, das „Unvorstellbare vorstellen“ (Essais, II, S. 12) - was bedeuten kann: sich zu bemühen, jede Identifikation, jede Fixierung, selbst eine diesbezügliche Sprache, beiseite zu legen. „Beschwere nicht Dein Herz mit einer Vorstellung, die sich auf ‚Ihn‘ bezieht, denn Du läufst Gefahr, sie mit dem gleichzusetzen, was ‚Er‘ nicht ist.“ (Worte des Bistami: Shatahât, S. 203)

Die Tradition, die verknüpft ist mit der Ablehnung der Götzenverehrung, ist die des Prophetismus. Die Propheten sind nicht diejenigen, die die Zukunft verkündigen, sie sind vielmehr diejenigen, die „für“ jemanden sprechen. Moses, Jesus, Mohammed (diese drei großen Propheten schließen die anderen nicht aus) sprechen für denjenigen, der nicht spricht, da er ja nicht ein Mensch ist. Sie sprechen also für „Niemanden“. Sie übermitteln das Wort [Gottes], das aus der „Feuersglut“ entspringt - ohne jedwede „Gestalt“, wie es bei Mose heißt (Mose, 5. Buch [Deuteronomium], 4,12); oder sie erhalten den Auftrag, das Wort zu lesen oder zu verbreiten („Lese!“, Sure 96). Als Propheten sind sie bewundernswürdige, außergewöhnliche und, wie man sagen kann, sogar „heilige“ Menschen, aber es sind eben Menschen, deren Leben mehr oder weniger gut bekannt ist. Die von ihnen überlieferten Texte sind unserem Verständnis, unserem Nachdenken über sie, anvertraut. Sie kommen von weither aus unserer Geschichte, wurden gelesen und wiedergelesen, rezitiert, kommentiert, interpretiert. Und sie werden es noch immer. Das Wort für „Niemand“ kann nicht ein festgelegtes Wort sein, weil ja kein einziges Wort fixierbar ist: Der Sinn der Wörter erneuert sich und bringt sich wieder ins Spiel – auf unbestimmte Weise.

Dies ist der Grund für den Ausspruch „Die Zeichen Gottes in den Herzen sind offenbar für alle, denen das Wissen zuteil wurde.“ (Sure 29, 49) Denn: das fragliche

Wissen ist die Weisheit, die sich erwerben lässt in der Meditation über die Unmöglichkeit, in unseren Sprachen dem Wort, das nicht das Wort von irgendjemand ist, einen einzigen Sinn zu verleihen. Dieses Wort lehrt uns vor allem, keinen einzigen Sinn irgendeines Wortes in irgendeiner Sprache erstarren zu lassen. Wenn es viele Sprachen gibt, und in jeder von ihnen viele Möglichkeiten der Sinnggebung, dann deshalb, weil die Sprache auf mehr hinweist als auf Sinn, nämlich auf das Unendliche des Sinns, auf eine Wahrheit, die alle Bedeutung und Benennung überschreitet.

Dieses Unendliche des Sinns - zugleich völlig offensichtlich und völlig unklar - ist die eigentliche Erfahrung unserer jüdischen, christlichen, muslimischen *und* philosophischen Tradition. Die Philosophie bildet eine Art und Weise der Reflexion dieser Unendlichkeit des Sinns heraus, abseits von jedweder Möglichkeit, was auch immer als höchsten Namen zu bezeichnen - und sei es als „Niemand“.

Die Philosophie ist durchsetzt von der gesamten Geschichte der mediterranen Welt – griechisch, jüdisch, arabisch, romanisch, europäisch (lassen wir hier die Parallelen und die Unterschiede zum Hinduismus, Buddhismus, Taoismus usw. beiseite). Es war die griechische Philosophie, die mit dem Namen „Gott“ nicht mehr nur die Gattung der Götter, allesamt versehen mit ihren Eigennamen, bezeichnete, sondern eine Kategorie ohne Namen - das Göttliche -, welches nicht auf irgendeine Person oder Art und Weise der Existenz hinweist sondern besagt, dass der Sinn unendlich ist, oder dass die Wahrheit jedwede Verifizierung übersteigt. Die Philosophie hält sich fern von jeder Möglichkeit, einen unveränderlichen Sinn der Worte zu fixieren; das heißt auch: fern von der Möglichkeit, zu irgendeinem ‚Einen‘ zu sagen: „Gelobt seist Du“ oder gar den Hauch eines Namens zu verehren oder zu lieben.

Dennoch: Jeder kann sehr gute Gründe haben, „Niemand“ einen Namen zu geben. Keinerlei Kritik kann hier gehalten. Der Anspruch, den der Monotheismus und die Philosophie gemeinsam geltend machen, ist allein der: dass ein solcher Name nicht zu einem Idol werde; dass er nicht zur Repräsentanz eines „Wesens“ oder einer „Person“ avanciere, und dass diejenigen, die den Namen gläubig aussprechen, wissen sollen, dass er nennt oder benennt - jenseits aller Namen.

Sie sollten also auch wissen, dass jener – d.h. Gott, Niemand - kein vorbestimmtes Gesetz stiftet, weder ein sozial noch politisch noch ökonomisch determiniertes Gesetz (selbst wenn er durch diesen oder jenen Propheten diese und jene Vorschriften für seine Verehrung mitgegeben hat). Denn wenn alles gegeben, festgelegt

und unabänderlich ist, dann wird das gottähnliche Unendliche geleugnet. „Gott/Niemand“ wird zu einem Fetisch, das heißt: zu einem Götzen oder zu einem Idol. Ein solcher Götze kann als Mittel dienen für alle Arten der Gier nach Macht und Herrschaft.

Weil jede Gestalt und jedweder Name von „Gott“ für diesen Zweck benutzt werden kann, ist es legitim, ja sogar wünschenswert, jegliche Art dieses Gebrauchs zu kritisieren. Man verletzt so keineswegs den Glauben derjenigen, die sich dem Jenseits der Namen und Figuren anvertrauen. Im Gegenteil: man hält einen Glauben in Ehren, der sich nicht von den Macht- und Herrschaftsinteressen benützen lässt. Der christliche Glaube ist so sehr durch die erobierungswütigen Kolonisatoren befleckt worden: das möge nie mehr geschehen!

Der wahre Gott, oder vielmehr: die Wahrheit „Gottes“ erwartet uns anderswo als im Fetischismus, das heißt, anderswo als im Aberglauben der Namen, der figürlichen Darstellungen, oder auch der verschiedenen Repräsentationen wie Geld, Waffen, Männlichkeit, Reinheit, Heil usw. Anderswo, wahrhaft anderswo: im Unendlichen – in dem, was nicht in einer anderen Welt *ist*, sondern sich öffnet, hier und jetzt, jedes Mal in dieser Welt, in der wir existieren.

Das „Unendliche“ ist nichts Unermessliches oder Unerreichbares. Es ist schlicht und einfach dieses: nicht stehen bleiben bei irgendetwas, das vorherbestimmt, fixiert, identifiziert ist, benannt mit einem vermeintlichen Eigennamen.